Der Mann mit dem Klumpfuß.

Eine Novelle von Carl Bulcke.

Der Besitzer des Rittergutes Klein-Kalliauten in Ostpreußen, Ludwig Maldehnde, jetzt achtunddreißigjährig, hatte das Malheur gehabt, als Achtzehnjähriger, der während der Ferien gern in der Stellmacherei des Gutes mithalf, durch einen Schlag mit dem Beil den linken Fuß so schwer zu verletzen, daß eine Amputation des halben Fußes notwendig wurde. Dieses Ereignis vernichtete zunächst den leidenschaftlichen Wunsch des Vaters, den Sohn bis zur Uebernahme des Stammgutes nach seinem Tode Offizier werden zu lassen. Da der Vater in zwei Kriegen als Offizier mitgekämpft hatte — man sagte nirgendwo im ganzen Kreise Herr Maldehnde, man sagte stets „der Herr Rittmeister" —, so gab er dem Sohn den Trost, daß er, der Vater, für den Sohn seine Soldatenpflicht miterfüllt habe und daß nun der Sohn sich von Jugend auf ganz seinem Beruf als Landwirt widmen könnte. Es sei schließlich auch eine Lebensaufgabe, aus Klein-Kalliauten ein großes Gut zu machen. Also studierte der Sohn zunächst auf der Hochschule in Halle Landwirtschaft, wurde als Volontär auf großen Gütern in Sachsen, Pommern und Mecklenburg ausgebildet und übernahm, als der Rittmeister unerwartet rasch gestorben war, mit sechsundzwanzig Jahren das Gut. Die Mutter war bereits lange Jahre tot, die beiden Schwestern hatten sich reich verheiratet, der jüngste Bruder wurde Offizier, das Testament des Rittmeisters gewährleistete den Bestand des Gutes.

In den ersten Jahren war der Unfall des jungen Herrn Maldehnde nur als leichte Behinderung erkennbar. Er erschien als Student und als Volontär zu den Ferien auf Klein-Kalliauten, hochnäsig und elegant bis zur Blasiertheit, er zeigte sich zu Pferde auf den Nachbargütern, er tanzte auf jedem Ball. Man merkte kaum, daß er den linken Fuß schleifte, man merkte kaum, daß er langsamer ging als Gleichaltrige und daß der linke Stiefel breiter gearbeitet war als der rechte. Die Landwirtschaft hatte in Ostpreußen gute Jahre, der Rittmeister, ohnehin nicht ohne Großmannssucht, verdiente schweres Geld, gab große Feste und orakelte, wenn er betrunken war, von reichen Erbschaften und großem Vermögen. Der junge Maldehnde brauchte, wenn er eine Frau haben wollte, auf den Nachbargütern nur zu wählen. Die Söhne der Nachbargüter, die mit dem Einjährigenzeugnis abgegangen, aus Ostpreußen niemals herausgekommen waren und als einzige gesellschaftliche Pflicht die Aufgabe hatten, irgendwo Reserveoffiziere zu werden, standen weit hinter dem jungen Herrn Maldehnde zurück, der in Halle Korpsstudent gewesen war, der mit zweiundzwanzig Jahren teure Pferde hielt, Hunde züchtete, auf den Rennplätzen eine bekannte Figur war, der, schlank und elegant, über verfeinerte Formen und reichlich hochmütige Ansichten verfügte. Ob schließlich die Kunst der Aerzte versagte, ob die Vernachlässigung selbstverschuldet war, sei dahingestellt: mit dreiundzwanzig Jahren konnte der junge Herr Maldehnde ein Pferd nicht mehr besteigen, wurde sein Gang schwerfällig, wurde eine neue Operation notwendig. Und als er schließlich das Gut übernahm, war die Tatsache nicht mehr wegzuleugnen, daß er einen Klumpfuß besaß, der seine körperliche Haltung wesentlich entstellte.

Der Schritt war vielleicht übereilt: ein Vierteljahr nach dem Tode des Herrn Rittmeisters hielt der junge Herr Maldehnde um die älteste Tochter auf dem Nachbargut Staneitschken an und bekam zu seinem großen Erstaunen einen Korb. Ein Jahr später — die ganze Nachbarschaft klatschte noch über diesen Mißerfolg — bewarb er sich um die Tochter eines andern Nachbargutes, auf der ein Baron Wangenheim saß, und erhielt ebenfalls einen Korb. Er ließ es sich nicht anfechten, besuchte jede Gesellschaft, nahm jede Jagdeinladung an und gab selber Jagden, erschien auf den landwirtschaftlichen Kränzchen in der Königsloge in Königsberg, tanzte immer noch, obwohl er durchaus kein begehrter Tänzer war, und ließ es nicht an gelegentlichen Bemerkungen fehlen, daß die Schönste und Reichste in der Provinz für ihn, den achtundzwanzigjährigen Rittergutsbesitzer, gerade gut genug sei. Wie er auch seines mißgestalteten Fußes niemals Erwähnung tat, im Gegenteil sich seiner Gelenkigkeit brüstete, ohne zu bemerken, daß man seiner zu spotten begann.

Feindselig verhielten sich zunächst die jungen Damen. Wer zweimal oder, wie der Klatsch behauptete, viermal sich einen Korb geholt hatte, mochte bescheiden und kleinlaut abwarten, ob er überhaupt noch eine Frau bekam. Die jungen Damen der Nachbarschaft jedenfalls besorgten ernstlich, sich lächerlich zu machen, wenn sie diesem grundsätzlich Verschmähten sich liebenswürdig zeigten. Es war, rasch von einem Ballfest zum andern weitergegeben, unter den jungen Damen feste Parole, daß der junge Maldehnde auf Klein-Kalliauten unleidlich sei, aufgeblasen, albern, eine lächerliche Figur.

Neunundzwanzigjährig erhielt er zum drittenmal einen Korb. Und zwar wiederum in Staneitschken, diesmal von der zweiten Tochter. Wie ein Lauffeuer sprang das herum. Seine Lächerlichkeit war endgültig bestätigt. Man begann ihn jetzt offen zu hänseln, man überging ihn mit Einladungen, in die Spottlust des Nachwuchses stimmte die ältere Generation ein. Als letzter merkte er es selber. Aber er merkte es jetzt auch so gründlich, daß er mit scharfer Wendung sofort jeden Verkehr, jede Annäherung irgendwelcher Art aufhob, daß er niemand mehr grüßte, daß er jede kameradschaftliche Aushilfe von Gut zu Gut, auf die jeder Besitzer wirtschaftlich angewiesen war, ablehnte, den Schaden, der ihm durch Niedertracht zugefügt wurde, mit doppelter Niedertracht vergalt, Wege sperrte, Wiesenzuflüsse verschloß, in Prozessen hartnäckig durch alle Instanzen jeden Anspruch durchführte.

Das dauerte lange Jahre. Die Voraussagungen, daß der junge Maldehnde sich kaputt wirtschaften würde, erfüllten sich nicht. Seine ersten Remonten wurden abgelehnt. Ein Jahr später verkaufte er dreißig Stück. Im selben Jahr wurden auf der Tierschau seine sämtlichen ausgestellten Ochsen und Kühe mit Preisen versehen. Er handelte als Kaufmann und verkaufte seinen Roggen nicht wie die Nachbargüter mit der Jahreszeit, sondern nach dem Kurs. Es geschah gelegentlich, daß er zögernd und abwartend, monatelang die Scheunen überfüllt, einen plötzlichen Hochstand des Kurses benutzend, sein Korn um vierzig Prozent höher losschlug als die Nachbarn. „Der Kerl ist mit dem Deubel im Bunde," hieß es jetzt ringsherum. Mit fünfunddreißig Jahren kaufte er das halbe Staneitschken auf gegen bar mit achtzig Morgen Wald. Grimassen und Aerger: als der Landwirtschaftminister in der Provinz war, zeigte der Landrat ihm aus dem ganzen Kreise lediglich Klein-Kalliauten und seine Pferdezucht. Die Nachbarn begannen jetzt auch mit dem Kurse zu verkaufen, begannen jetzt auch Pferde zu züchten. Sie begruben außerdem das Kriegsbeil. Sie versuchten gemeinschaftlich eine Annäherung an Herrn Maldehnde. Doch jetzt war es Maldehnde, der mit Spott und Hohn antwortete.

Und jetzt war Herr Maldehnde achtunddreißig Jahre alt. Der kranke Fuß war ein schwerer, ungefüger Klumpen geworden, der ihn zwang, humpelnd wie ein Gichtkranker zu gehen, der häufig erhebliche Schmerzen verursachte und immer wieder neue Kuren verlangte, der den schlanken, sehnigen Körper dick und träge gemacht hatte. Jeder größere Weg zu Fuß war versagt, jede kleine Verletzung brachte qualvolle Schmerzen. Der Klumpfuß war an allem schuld: wegen seiner Mißgestalt hatten sich die jungen Damen ihm versagt, hatten die benachbarten Krautjunker ihn verhöhnt. Er war, das erkannte er als letzter am schwersten, ein elender Krüppel. Jetzt hing ein langer, ungepflegter Schnurrbart in seinem braunen Gesicht, jetzt war seine Haltung und seine Kleidung vernachlässigt, jetzt hatten sich seines Wesens schlimme Leidenschaften bemächtigt, Jähzorn, unordentliche Lebensführung, Neigung zum Trunk und zu schlechter Gesellschaft. Jede Woche zweimal fuhr jetzt abends der Jagdwagen mit ihm zur nahegelegenen Kreisstadt, wo ein sogenannter akademischer Stammtisch ein paar bummelige Juristen jüngerer Jahrgänge und eine Reihe Junggesellen anderer akademischer Berufe versammelte, wo scharf gespielt und gezecht wurde. Der mit verekeltem Gesicht dazwischen saß, Herr Maldehnde, war der lauteste, trunkfesteste, streitsüchtigste.

Auf Wochen blieb er freilich solchem Verkehr fern. Das Gut verlangte scharfe Aufsicht, leichte Vernachlässigung mußte durch scharfe Sorgfalt wieder gutgemacht werden, die Beaufsichtigung der Inspektoren beanspruchte genaue Kontrolle, das schlechte Material an Tieren mußte rasch und preiswert abgeschoben, das gute Material mit aller Energie herausgearbeitet werden. Ein einziges schlechtes Melkmädchen konnte ebenso unschätzbaren Schaden anrichten wie ein schlechter Zuchthengst, wie ein tüchtiger Hagelschauer. Nicht zu leugnen, er verstand sein Geschäft. Das Gutshaus war freilich verwahrlost. Das Arbeitszimmer voll verstaubter Unordnung, das Speisezimmer einigermaßen parat, doch die Vorhänge mottenzerfressen, die alten Möbel ohne Politur, der Garten hoch ins Kraut geschossen, die Obstbäume verwildert, Zäune und Hecken verwahrlost.

Auf Wochen blieb Herr Maldehnde einsiedlerisch versunken. Er fand Stunden, in denen er Bücher las, in denen er sich gegen die Unordnung wehrte und notdürftig unter eigner Aufsicht Garten und Haus instand setzen ließ. Er hungerte nach einem geordneten Hausstand. Er wollte Licht und Fröhlichkeit in sein Haus, er hatte von Jahr zu Jahr überlegt, daß es noch nicht zu spät sei und daß er wohl noch eine gute Frau finden könne.

Jahrelang hatte er mit dem Gedanken gespielt, und eigentlich war immer nur an der Ausführung des Gedankens der Klumpfuß hinderlich gewesen. Er las diese Annoncen täglich in den beiden Berliner Zeitungen, in der Königsberger Zeitung, die er hielt: Annoncen, die, völlig ähnlich im Wortlaut, doch allerhand Unterschiede erkennen ließen. Von den Mitgiftjägern, den adligen verlotterten Buben, den verbummelten Glücksrittern, die eine Frau lediglich des Geldes wegen suchten, ganz abgesehen. Finanzielle Gründe schienen in fast allen Fällen der Beweggrund. Doch es gab auch eine Fülle solcher Anzeigen, in denen offenbar ehrlicherweise eine Frau gesucht und nur geringes Vermögen verlangt wurde. Es gab sogar Offerten, in denen „Vermögen Nebensache" war und der Nupturient lediglich guten Charakter, gewisse Veranlagung — etwa musikalischer oder wirtschaftlicher Art — verlangt, eine gewisse Altergrenze bedingte und im übrigen von sich selbst sagte, daß er „in mittleren Jahren", „höchst passable Erscheinung", „akademisch gebildet und vermögend" sei, daß er sich nach „trautem Familienglück" und nach „ruhiger Behaglichkeit" sehne.

Es mochte Menschen geben, die ihm und seiner Lage nicht unähnlich waren. Es brauchten nicht unbedingt Scharlatane zu sein, die auf solche Annoncen bauten. Er hätte auch gewiß einmal annonciert, wenn nicht der Klumpfuß gewesen wäre. Denn man setzte sich der Lächerlichkeit aus, man verriet sich der Nachbarschaft sofort, wenn man annoncierte: „Rittergutsbesitzer, achtunddreißig Jahre alt, in geordneten Verhältnissen, gute Erscheinung, akademisch gebildet, völlig unabhängig, jedoch mit Klumpfuß, geeigneter Damenbekanntschaft ermangelnd, sucht passende Lebensgefährtin, nicht über dreißig Jahre alt, Vermögen nicht notwendig" und so weiter. Einen Zusatz hielt er für unerläßlich: aus ostpreußischer Familie.

Er annoncierte schließlich wirklich. Er ließ schlauerweise den Klumpfuß aus. Er setzte dafür „beste Erscheinung, sehr vermögend". Er gab die Annonce auf, als er zufällig in Königsberg war und zu seiner Freude erfuhr, daß er nicht einmal auf der Expedition seinen Namen anzugeben brauchte, sagte einfach „ostpreußischer Rittergutsbesitzer", ernannte sein Gutshaus zu einem „ehrwürdigen, schloßartigen Gebäude", ernannte den Gutsgarten zu einem Park und lobte wohlgefällig die großen Waldungen seines Besitzes.

Diese Annonce war eine Tat, eine Befreiung, die Möglichkeit eines neuen Lebensabschnittes. Er war noch nicht alt genug, als daß er nicht ein neues Leben ganz von vorne hätte beginnen können. Der junge Mann auf der Expedition nahm geschäftsmäßig den Auftrag in Empfang, strich hier ein Wort, setzte dort ein Wort hinzu, stellte die Chiffre an den Schluß und sagte ruhig: „Wir schieben noch ein: „Photographie erbeten, strengste Verschwiegenheit zugesichert." Das ist so üblich."

Herr Maldehnde nickte und ging mit hochrotem Kopf hinaus. Er ging schnurstracks in das „Blutgericht", eine alte Königsberger Weinstube, und trank auf einen Sitz drei Flaschen Rotwein.

Die Annonce war gleichzeitig dreimal hintereinander in drei Zeitungen erschienen. Herr Maldehnde wartete, innerlich erregt und immer mit dieser Offerte beschäftigt, zehn Tage. Dann schrieb er an die Expedition und ließ alle Eingänge nach dem kleinen Postamt in Kallgaiten kommen. Und die Eingänge kamen.

Er zählte sechsundachtzig Briefe. Briefe kleinen und großen Formates, manche mit einem Blümchen auf der Rückseite, andre versiegelt, manche parfümiert, die meisten in der äußeren Aufmachung genau so wie chiffrierte Stellungsgesuche von Inspektoren.

Die beiden dickgewordenen Jagdhunde kauerten unter seinem Schreibtisch, die Wanduhr tickte laut, die Fensterläden waren geschlossen, eine Flasche Rheinwein stand auf dem Tisch. Er begann bedächtig zu lesen. Ein Brief nach dem andern enttäuschte mehr. Er las mit gerunzelten Augenbrauen: die meisten Handschriften waren unorthographisch. Ein großer Teil war offenbar Ulk. Witwen meldeten sich in der Hauptsache, ohne ihr Lebensalter anzugeben, etwa dreißig Briefe kamen von Vermittlern und Vermittlerinnen. Andre verlangten zunächst anonymen Briefwechsel, Photographie und Zusicherung einer vorurteilsfreien Gesinnung. Nur drei hatten Photographien geschickt. Diese drei Briefe las er zuletzt. Der erste Brief enthielt eine Kabinettphotographie eines auffallend schönen Mädchens; er erschrak fast, als ihn dies freimütige, offene Gesicht anschaute, das lieblich, innig und vornehm zugleich war. Der Brief lautete: „Geehrter Herr, Ihrer Anzeige vertrauend, sende ich Ihnen mein Bild. Es trifft sich, daß ich Ostpreußin bin und seit Kindheit den Wunsch habe, einen ostpreußischen Gutsbesitzer zu heiraten. Ich bin freilich erst dreiundzwanzig Jahre alt. Mein Vater ist höherer Beamter; ob ich Vermögen habe, weiß ich nicht. Ich möchte heiraten und suche einen guten Mann; mein Vater hat zum zweitenmal geheiratet, darum ist für mich im Hause kein Platz mehr. Wollen Sie mir unter Ihrer Chiffre nach Königsberg hauptpostlagernd schreiben. Einer baldigen Zusammenkunft steht nichts im Wege."

Die beiden anderen Bilder packte er sofort wieder ein. Er schauderte; veritable Köchinnen mit gewaltigem Busen.

Das erste Bild stellte er aufrecht gegen die Lampe, lehnte sich tief zurück, atmete tief, trank einen Schluck und sah das Bild an. Du bist es, die ich brauche. Du bist ein Geschenk.

Er schrieb sofort einen langen Brief, so gut, so innig, als er es vermochte. Er beichtete seinen mißgestalteten Fuß und machte vorsichtige Andeutungen über seine schiefe gesellschaftliche Stellung. Er erzählte, daß ihm seine Werbung von Herzen Ernst und daß er von ihrem Gesicht entzückt sei. Er machte Vorschläge, wo und wann man sich in Kürze treffen könnte. Er schlug das Theater vor und ein Erkennungszeichen beiderseits. Er bat um telegraphische Antwort und nannte seinen vollen Namen. Er ließ früh um fünf Uhr anspannen und brachte den Brief selber zum nächsten Schnellzug. Es kam keine Antwort, es kam keine Depesche.

Andern Tages, mittags, als er vom Felde kam, zog er das Bild aus der Tasche. Ein stilles, schönes Gesicht lächelte ihn an. Das Bildnis erweiterte sich leibhaftig: er sah eine mädchenhafte Frau durch hellgewordene, vor Sauberkeit leuchtende Zimmer gehen, er sah über den Garten und überlegte, hier könne eine Hängematte, dort eine Laube hinkommen. Er saß beim Essen und bedachte, wie das Haus umgebaut werden mußte, damit alles hell und behaglich werde. Sie sollte eine Aussteuer wie eine Prinzessin haben, die kleine Braut.

Am Abend schrieb er wieder einen Brief. Er hatte das Bild vor sich. Er sei in diesen zwei Tagen durch ihr Bild und ihren Brief wie umgewandelt. Sie möge doch nur bald schreiben. Sie brauche nichts zu besorgen, sie käme in gute Hände. Er beschrieb eingehend Haus, Hof, Garten und alle Annehmlichkeiten, die er ihr bereiten wollte.

Er wartete vier Tage. Sie schrieb nicht. Er wartete in heftigster Unruhe eine ganze Woche. Es kam keine Nachricht. Er schrieb auf gut Glück noch einmal, sechzehn Seiten lang. Sie möge ums Himmels willen nicht an den Klumpfuß denken. Das sei nicht so schlimm. Er stamme aus bester Familie. Er sei reicher als die ganze Nachbarschaft. Auch die fünfzehn Jahre Altersunterschied könnten überwunden werden.

Und wieder acht Tage und keine Antwort. Das Bild anzusehen wurde ihm täglich qualvoller. Bis in den Traum verfolgten ihn diese schönen, betrübten Augen, diese leicht geschlossenen Lippen, diese mädchenhaften Schultern. Er schrieb nun wohl den zehnten Brief. Sie sei ihm jetzt schon so vertraut, als ob sie seine Frau wäre. Er bäte auf Knien um Antwort.

Und wieder zwei Wochen später, als keine Antwort kam, hielt er es nicht länger aus. Es war kurz vor der Erntezeit, aber er reiste doch, das Bild in der Tasche.

Auf dem Postamt in Königsberg fragte er, ob unter der verabredeten Chiffre Briefe eingegangen wären. Seine sämtlichen Briefe, elf Stück, wurden ihm ausgehändigt.

Er war ganz entsetzt. Dann beruhigte er sich rasch. Sie mochte erkrankt oder verreist sein. Es war auch möglich, daß sie die Chiffre vergessen oder auf einem anderen Postamt nachgefragt hatte.

Doch er wollte Gewißheit haben. Er ging zu dem Photographen, dessen Namen auf dem Bilde vermerkt war. Eine Empfangsdame trat ihm entgegen. Herr Maldehnde zeigte das Bild und stotterte sein Anliegen.

Aber natürlich, gewiß, die Dame kannte das Bild genau. Sie nannte leichthin den Namen, der Herrn Maldehnde bekannt schien.

„Eine Tochter des Fabrikbesitzers auf dem Steindamm?"

„Gewiß. Die zweite Tochter, die im vorigen Herbst verstorben ist."

Herr Maldehnde begriff nicht. „Verstorben sagen Sie?" Er trat drohend näher. „Sie treiben doch keinen Scherz mit mir?"

„Wie sollte ich?" sagte die Dame kühl. „Verstorben im Herbst. Ich glaube, an Diphtheritis."

Herr Maldehnde begriff immer noch nicht. Das sei einfach ausgeschlossen, einfach unmöglich. Das könne gar nicht sein.

Doch, es sei so, sagte die Dame gleichgültig und ließ ihn stehen, um einen anderen Kunden zu bedienen, der inzwischen eingetreten war.

Herr Maldehnde taumelte, als er auf der Straße stand. Er nahm eine Droschke und fuhr nach dem Steindamm. Der Herr Fabrikbesitzer S. empfing ihn freundlich. „Wohl ein Sohn des alten Rittmeisters? Nehmen Sie Platz, Herr Maldehnde. Sie zittern? Sie fühlen sich nicht wohl? Darf ich Ihnen —?"

„Nichts." Herr Maldehnke setzte sich und erzählte tonlos, von Anfang an, von dem Klumpfuß und von seinem verpfuschten Leben. Von der Annonce und dem Briefe. Und dann reichte er das Bild.

Der alte Herr schwieg eine Weile. „Es ist ein Bild meiner verstorbenen Tochter. Im vergangenen Herbst verstorben. Sie sind das Opfer eines Unfugs geworden. Ich bedaure das tief, Herr Maldehnde."

Herr Maldehnde schluckte. In dem roten Gesicht quollen die Augen hervor, füllten sich mit Tränen. Er lächelte krampfhaft und schluckte. Der alte Herr reichte ihm in Mitleid die Hand, die jener mit beiden Händen umklammerte. Er krümmte sich und zuckte, er lächelte:

„Es ist vielleicht für mich besser. Von Ihrer Tochter abgewiesen zu werden, wäre mir noch furchtbarer gewesen."

„Ich weiß nichts zu antworten, Herr Maldehnde. Wollen Sie das Bild behalten?"

Der andere zuckte die Achseln. „Ja," sagte er mühsam. „Ich habe dann wenigstens das Bild."

* * *

Wer hatte den Bubenstreich verübt? Vielleicht Backfische, jüngere Schwestern einer Freundin der Verstorbenen. Es war belanglos, darüber nachzudenken.

Herr Maldehnde humpelte auf seinem Klumpfuß in das „Blutgericht" und trank eine Flasche nach der anderen.

Zwei, drei Jahre danach kam das Mustergut Klein-Kalliauten unter den Hammer.

Herrn Maldehnde blieben die Vorwerke von Staneitschken und der Wald. Es ist weiter nichts zu berichten.

Veränderlichkeit der Sonnenstrahlen.

Auf der Berliner Sternwarte sind interessante Versuche über die bedeutsame Frage angestellt worden, ob die Strahlung der Sonne veränderlich ist. Durch eine Unterstützung aus der Jagor-Stiftung war es ermöglicht worden, die Einrichtung eines lichtelektrischen Apparates zu beginnen, der eben für diese Untersuchungen diente. Die bisherigen vorläufigen Versuche ergaben, wie Professor Guthenick in den „Naturwissenschaften" schreibt, daß absolute Messungen an der Sonne in unserem Klima keine Aussicht auf Erfolg bieten. Es blieb daher zunächst der Mond allein übrig, aber auf dem Wege über die Planeten gelang es, der Natur der in Amerika beobachteten Strahlungsschwankung näher zu kommen. Das Ergebnis war: Die Sonnenhelligkeit war von Ende November 1914 bis Anfang 1915, von Anfang Februar bis Mai 1917 und von Mitte Oktober 1917 bis Januar 1918 innerhalb 1 Prozent konstant. Es haben daher mit großer Wahrscheinlichkeit die in Nordamerika und Algier beobachteten Schwankungen der Sonnenstrahlen ihren Ursprung nicht in der Sonne selbst gehabt, sondern in Durchlässigkeitsschwankungen der Erdatmosphäre, die möglicherweise weite Gebiete derselben gleichzeitig betreffen.

Hochsommerglück.

Skizze von Wilhelm Holzamer.

Da hinter den Bergen reckte sich schon der Tag. Die Sonne riß mit ihren glühenden Fingern heftig an der grauen Wolkenwand, ohne sie niederreißen zu können. Nur obenauf legte sich ein schmales, rotglänzendes Streifchen, der allererste Schimmer Morgenrot.

Es war noch sehr früh.

Im weiten Felde war es noch still. Hier und da ein leiser Vogelweckruf, kurz hervorgestoßen. Und dazwischen auch mal ein kleiner Lerchentriller. Wie zur Probe, ob's noch ginge, so kurz abgebrochen.

Nur der Kaspar und die Lene standen schon im reifen Roggenfeld. Ihr Herr, der allerfrüheste im Dorf, hatte sie schon herausgeschickt, als ecks noch dunkel war. Er wollte was getan haben für sein gutes Geld. Kaum die Bettruhe ließ er den Leuten.

So waren sie die einzigen im weiten Feld.

Die beiden murrten darüber nicht. Sie waren jung und schafften gern. Und übrigens waren sie das Frühaufstehen gewöhnt.

Der Kaspar trug das Frühstück und den Weinkrug tief in den Kleeacker nebenan und ging dann zur Lene zurück. Er guckte sich ein paarmal in der Runde um und sagte kurz: „'s wird heiß heut, Lene." Dann zog er sein Wams aus, schürzte die Hemdärmel auf, schob den Hut in die Anke, und nachdem er den Wetzstein einigemal hin und her durch den feuchten Klee gestrichen hatte, wetzte er flott die Sense. Wie das in der Morgenfrühe klang! Der Kaspar hatte selbst seine Freude dran, und er schlug ein paar kurze Schläge wie einen Wirbel. —

Die Lene aber guckte ihm zu und freute sich. Ihre Augen glänzten und ihr Mund lachte. Sie hatte unterdessen ihre Jacke ausgezogen und ihr frischgewaschenes Kopftuch um den Kopf gebunden. Dann streifte sie noch ihren Oberrock ab und stand nun zur Arbeit bereit.

„Also!" kommandierte der Kaspar, und die Sense schnitt in weitem Bogen durchs Korn.

Es „schutzte" in der Frühe. Die Lene konnte kaum die Schwaden alle legen und hinter dem Kaspar her sein, so rasch ließ er die Sense fliegen.

Und so Reihe um Reihe — ein kurzes Zittern und Zucken — und die reifen Halme lagen am Boden. Und die Lene hob die Mahden mit ihrer Sichel vorsichtig auf, teilte sie gleichmäßig ab und trug sie in gleichen Abständen zu schwach gebogenen, hübsch parallelen Reihen auf. Denn man sollte sehen, wer hier gearbeitet hatte.

Wie der Kaspar so die Lene: sie waren beide tüchtig und verstanden ihre Arbeit aus dem ff. Darauf waren sie aber auch nicht wenig stolz.

Und mählich war der Tag erwacht. Im Wiesental drunten flogen die weißen Nebel scheu hin. Die Lerchen jubelten der sieghaften Sonne entgegen, die die Wolkenmauer tief weit dahinten in die Ecke geschoben hatte. Einzelne Menschen bewegten sich schon auf den Pfaden und Feldwegen, Schnitter und Schnitterinnen, Bauersleute mit Rechen und Hacken. Aber noch kein Fuhrwerk freilich.

Im Dorfe drunten läutete es jetzt zu Tag. Süßfeierlich klang die Frühglocke. Lange, lange Töne, über Tal und Hügel, sanft wie Flehen; kein hartes Rufen, weiche, in der Ferne sacht verzitternde Schwingungen.

Der Kaspar hielt plötzlich den Atem an — eben hatte er das Läuten erst gemerkt.

„Lene, der Tag läut' an!" sagte er, stellte die Sense auf und nahm den Hut ab. Er faltete die Hände. Und auch die Lene, die Sichel in der Hand behaltend, schlug, so gut's ihr gelingen wollte, die Finger ineinander.

Und ein paar Augenblicke Stille und Ausruhen. Die beiden sahen zu Boden und bewegten die Lippen. Um sie und über ihnen die verzitternden Glockenklänge, auf ihrer Stirn der sanfte Glanz der Morgensonne. Ein Moment des Friedens und der Andacht.

Wo sich's anderen von der Brust gelöst hätte, einer schweren Last frei, in einem hellen Jubel — ein Umfangen mit brünstigen Armen, ein Einsaugen in gierigen Zügen, da hatten sie nur ein mechanisches Murmeln, ihnen seltsam dünkender, tiefer Worte. Und doch fühlten sie etwas von der großen, heiligen Schönheit, ein Etwas, das sie bezwang und erhob und sich in sie ergoß, so klar und mild und rein, daß ein Glanz sie erfüllte und ein wunschloser Friede, dem sie Ausdruck gaben in ihrem unverstandenen Gebet, weil sie nicht eigene Worte hatten.

Einen Augenblick lang, und die Sense rauschte wieder durch die Halme. Und immer so.

Schritt um Schritt ging der Kaspar vor. Selten ruhte er. Nur manchmal wetzte er die Sense, oder er wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Es war nämlich schon gehörig warm geworden. Aber es gab noch kein Ruhen; dafür war das Stück, das sie gearbeitet hatten, noch nicht groß genug. An ihrer Arbeit lasen sie die Zeit ab.

Endlich hielt der Kaspar einmal länger an. Er sah sich um und schätzte ab, was sie hinter sich hatten, um dann kurz zu sagen: „Lene, wollen Frühstück machen!"

Der Kaspar ging ein paar Schritte in den Kleeacker hinein und holte Frühstück und Weinkrug. Dann setzten sich die beiden nebeneinander in die Furche, und der Kaspar schnitt das Brot vor und teilte den Käse aus. Sie aßen tüchtig.

Nach einer Weile entkorkte der Kaspar den Krug und hielt ihn der Lene hin. „Da trink, Lene!"

Die Lene setzte ihn an die Lippen und sog tief. Dann reichte sie den Krug zurück.

Und der Kaspar setzte ihn an. Ihm war's, als fühle er noch eine Wärme am Munde des Kruges. Und er behielt ihn lang an den Lippen. Auch noch, als er schon getrunken hatte.

Sie aßen weiter.

Der Kaspar war dicht an die Lene herangerückt. Ihre nackten Arme berührten sich.

Der Kaspar sah die Brüste der Lene, die nur von dem groben weißen Leinenhemde lose bedeckt, sich sanft mit dem Atem bewegten.

Und es stieg ihm heiß zu Kopfe.

Ihm war's, als müsse er die Lene umfassen. Fest und innig. Und an sich drücken mit all seiner Kraft. Ihre Brust an seiner Brust.

Er rückte dichter an sie heran. Ganz unauffällig.

Aber er durfte nicht mehr zu ihr hinübersehen. Das fühlte er in sich. Er durfte nicht mehr. Er hätte sonst die Lene unbedingt umfaßt.

Wie köstlich war's, ihren weichen, warmen Arm zu fühlen. Wohlig und wonnig. Und die Erregung bohrte sich immer tiefer in ihn hinein und jagte sein Blut, daß ihm fast wirbelte.

Aber er meisterte sich. Er aß hastig. Und öfter reichte er der Lene den Weinkrug, ohne sie anzusehen. Und wohlig fühlte er jedesmal die Wärme ihrer Lippen noch.

Sie hatten gefrühstückt —

In ihm fang's, die süße Lust auszukosten.

Er wollte die Arbeit wieder aufnehmen.

In ihm drängte es zu bleiben —

Er schwankte. Nein. Und er sprang auf und nahm seine Sense.

Er arbeitete jetzt mit Hast. Die Lene merkte es gleich. Er würde sich bald die Hörner abgelaufen haben. Aber der Kaspar hielt's aus. Bewundernd sah ihm die Lene zu, und sie blickte nun gern und öfter zu ihm auf und hatte Gefallen und Freude an seiner kräftigen Gestalt, seinen braunen Armen, den dicken, festen Muskeln.

Dem Kaspar war's heiß. Aber er setzte nicht aus.

Ihm kam alles so verändert vor. Alles, alles, rund um ihn. Er wußte selbst nicht wie. Er arbeitete nur so nebenbei. Die Hauptsache war ihm die Lene. Immer die Lene. Er mußte fortwährend an sie denken. Und von Zeit zu Zeit mußte er mal so halb rückwärts zu ihr blinzeln. Auf einen Moment trafen sich ihre Augen, wenn die Lene zu ihm sah.

Er wußte jetzt auch, was die Lene für Augen hatte: große dunkle. Früher hatte er das gar nicht gesehen.

Ueberhaupt fühlte sich der Kaspar jetzt ganz anders. Es war ein Glücksgefühl in ihm, eine Kraft, ein Mut und eine Heiterkeit! Er hätte jetzt alles fertig bringen können, das Allerschwerste.

Der Kaspar stellte die Sense auf und wetzte sie. Wie er sie wetzte! Das klang lustig wie ein Werben. Er wollte auch mal der Lene eins zeigen. Und der Wetzstein sprang über den Stahl in leichtem, lustigem Spiel.

Kling — kling, kling, ling klang —

Von Zeit zu Zeit mußte er jetzt doch einen kurzen Moment einhalten. Er war wie betäubt.

Lene! — wollte er rufen — aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Es verließ ihn nicht. Lene, Lene. — Und ihr ganzes Bild . . . Vor ihm, um ihn, überall . . . Und Lene, Lene — aus dem Rauschen der Halme, dem Klingen der Sense.

Und jetzt hörte er auch die Vögel singen, was er vorher gar nicht bemerkt hatte. Und Lene, Lene, sang's, und Lene, Lene — auf sie bezog er alles. Für sie arbeitete er nur. Er wollte ihr seine Kraft zeigen. Sie sollte noch keinen so gesehen haben. — Und sie hatte auch noch keinen so gesehen!

Oder wen denn? Im ganzen Dorf war keiner so. Wie er, wie er — und kräftiger warf er die Sense aus, weiter führte er den Bogen.

Die Lene kam ihm kaum nach. Ja, sogar die kräftige Lene nicht. Sie schnaufte ordentlich, das freute ihn.

Die Lene aber sah zu ihn und wußte nicht, was sie davon halten sollte. Sie mußte ihn nur bewundern. Solche Kraft hatte doch keiner mehr. Wie der Kaspar! der Kaspar! Sie bekam einen großen Respekt vor seiner Kraft. Und sie mußte immer wieder zu ihm hinsehen.

Einmal konnte sie sich nicht mehr halten. „Kaspar, so geht's nicht mehr. Langsam, ich komm' nicht mit."

Da stellte der Kaspar die Sense auf und lachte sie an. Das war ein Triumph! Und er lachte erst kichernd mit blinkenden Zähnen, dann packte ihn mächtig die Freude über seinen Erfolg, und er lachte unbändig, daß die Lene ganz rot wurde.

So gefiel sie ihm noch viel besser, er wußte selbst nicht warum.

Und von neuem ging's an die Arbeit. Und wieder wie vorher die Lene, immer die Lene, die Lene. —

Es kam ihm jetzt auf einmal wie ein Aerger darüber. Er wollte sich's aus dem Kopfe schlagen. Aber 's ging nicht.

Dann gefiel's ihm. Es war ihm so wohl dabei. Und wieder packte es ihn, einzuhalten und herumzusehen und so laut und jubelnd und jauchzend er konnte, Lene! Lene!! Lene!!! zu rufen.

Aber er tat's nicht. Dann fühlte er, wie's ihm zu Kopfe stieg, siedend heiß, und wie sein Herz hoch schlug. Da schämte er sich. Und er mähte kräftig weiter.

Ja, auf die Dauer wurd's ihm doch zur Qual, was ihm da mit der Lene in den Kopf geschossen war — und doch war's ihm lieb.

Hinter dem Kaspar her schaffte immer tapfer die Lene. Wenn sie auch mal zu ihm hinäugte, sie hielt sich doch nicht weiter dabei auf. Aber sie bewunderte den Kaspar und hielt ihn für den stärksten Kerl, den sie kannte. Auch für den besten und trefflichsten.

Was nur mit ihm los war!

Wenn sie merkte, wie er etwas sagen wollte, fragte sie jedesmal: Was? Aber er schüttelte nur den Kopf.

Etwas war, das war ihr sicher.

Und auch mit ihr war eine Veränderung vorgegangen. Was ging sie der Kaspar an! Der war heute ein Schaffnarr! Einfältig, sie so ins Keuchen zu bringen! —

Aber sie konnte ihm doch nicht böse sein. Nein, er war doch — ja, er war doch ein Prachtkerl. Immer mußte sie zu ihm sehen, immer stak ihr nur der Kaspar im Kopf. Es ärgerte sie halb, halb war's ihr recht. Aber — äh brr! — was ging sie der Kaspar an! Und sie schlug in Gedanken ein Schnippchen.

Mittlerweile hatte ein Bube das Mittagessen herausgebracht.

Der Kaspar hörte auch endlich mit seiner wilden Mäherei auf und sagte wieder kurz: „Lene, wollen Mittag machen." Aber es war etwas Unsicheres in seiner Stimme; er keuchte es mehr als er's sagte.

Die Lene wurde ganz verwirrt davon.

Die beiden setzten sich jetzt wieder in die Furche, ihre Mittagsmahlzeit zu halten, diesmal aber war's ein gut Stück weiter im Feld drin.

Wieder berührten sich die nackten Arme. Eines fühlte die Wärme vom anderen. Und beide rückten sie dicht zueinander, unwillkürlich mehr. In beiden war etwas, was sie zueinander drängte.

Der Kaspar ließ die Lene wieder zuerst aus dem Weinkrug trinken und warf ihr einen eigentümlichen, verschlingenden Blick zu, als er ihr den Krug abnahm. Und nun schoß es ihm wie Feuer durchs Blut und stieg ihm glühend zu Kopfe, da er wieder die Wärme von ihren Lippen spürte. Er schmeckte den Wein nicht, er berauschte sich nur an dieser milden Wärme, die sich ihm so zart wie Flaum auf den Mund legte.

Er zitterte vor Erregung.

Sie waren fertig und saßen noch eine Weile beieinander.

„Kaspar!" sagte die Lene, denn ihr war's, als müßte sie etwas sagen.

„Was?" fragte er. Aber die Lene wußte nichts weiter zu sagen.

Eine Weile saßen sie wieder stumm. Dem Kaspar war's als fühle er einen leisen, ganz leisen Druck am Arme.

„Lene!" sagte er da, und die Lene fragte: „Was?" — aber jetzt wußte der Kaspar nichts weiter zu sagen.

Ein eigentümlicher Bann lag über beiden. Sie hatten das Gefühl, sich etwas sagen zu müssen, waren sich aber nicht klar darüber. Beiden war das so seltsam genierlich, und doch zugleich so beseligend.

Von der Welt beachteten sie nichts. Sie waren allein. Sie wurden sich ihrer selbst nur in bezug aufeinander bewußt, das Sein und Leben des einen erwuchs aus dem des anderen. Der Kaspar dachte nur an die Lene — und die Lene mußte nur an ihn denken, als ob er sie dazu gezwungen hätte. Und wie ein förmlicher Zwang war's auch über sie gekommen.

Die Grillen zirpten, die Lerchen trillerten. —

Die Sonne brannte glühend, und Insekten umflogen und belästigten sie. Aber sie merkten nichts davon, sie starrten vor sich hin und wagten nicht einander anzusehen.

Noch einmal reichte der Kaspar der Lene den Weinkrug.

Und diesmal konnte er nicht anders, er mußte sie voll ansehen. Ein heftiges Zittern überlief ihn.

Das war die Lene!

Das!!

Wie ihr der Wein durch die Kehle rann, und wie sich ihre Brust hob und senkte! Diese starke, volle Brust! Sie gab ihm den Krug zurück und lachte ihn herzig an.

Er warf ihn in den Klee — und frei war er von allem Banne! Er umfaßte Lene mit starken Armen.

Lene! — erst kam's heiß und keuchend aus der tiefen Brust. Lene! und jetzt frei und jubelnd.

Lene! Lene!!

Er hob sie empor und drückte sie an sich. Und sie lachte und zeigte ihm dabei ihre gesunden, kräftigen Zähne und sah ihm mit leuchtenden stolzen Augen gerad in die seinen. Etwas verwirrt stammelte sie: „Aber Kaspar!" schlang dann aber gleich die Arme um seinen Hals und hielt sich mit aller Kraft fest.

Und der Kaspar hob sie hoch und jauchzte laut. Er trug sie tiefer in den Klee hinein, tanzend, wie im Rausche. Seine Augen glühten, seine Zähne bissen sich in ihre Lippen.

Die Lene aber hielt ihn fest und zog ihn zu sich herab. Mund an Mund. In den Augen der Lene spielte es in wechselnden heißen Lichtern. Und sie umfaßten sich fester. Noch ein ersticktes: Lene! — und es ward still.

Die Luft flimmerte wie heißer Atem — hoch auf stieg eine trillernde Lerche.

Ist das Ringen nach dem Privatreichtum beim einzelnen, wo er nicht durch hohe Zwecke geadelt wird, immer etwas Kleinliches, so ist die Sorge um den Reichtum eines Volkes einer königlichen Seele wert, denn eine gewisse Blüte des geistigen Lebens ist ohne solchen Nationalreichtum nicht denkbar.

*

Das Leben hienieden in Zucht, Gerechtigkeit und Gottseligkeit ist ein schönes und reines Leben, trotz allem Jochdruck.

*

Alle Arbeit und Mühe ist leichter zu tragen als der Sporn.

*

Wer zugrunde gehen soll, dessen Herz wird zuerst stolz, und ehe man zu Ehre kommt, muß man zuvor leiden.

*

Gott liebt mehr, die etwas von ihm verlangen, als die ihm was geben wollen.

*

— Das Leben ist ein Pensum zum Abarbeiten.